

**Zeitschrift:** Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch  
**Herausgeber:** [s.n.]  
**Band:** - (1929)

**Artikel:** Angelica  
**Autor:** Hartmann, B.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-550168>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Prof. B. Hartmann,  
Chur:

# Angelica

★

**D**er Leser mag vermuten, es sei eine Romanfigur, die sich hinter unserem wohlklingenden Titel verbirgt, und denken, der Erzähler sei in vorgerückten Jahren noch unter die Dichter gegangen. Doch dem ist nicht also. Das Dichten überlassen wir nach wie vor gerne denen, die es können, und halten uns bescheiden an die Nacherzählung des wirklich geschehenen Lebens. Dabei freuen wir uns dann allerdings, wenn dieses, wie man sagt, so nüchterne Leben zuweilen tönt wie ein Gedicht und ihm Gestalten entsteigen, die uns anmuten, als habe sie der Größte aller Künstler in einer besonders freundlichen Stunde geschaffen. Zu diesen Gestalten aber gehört ganz unbestreitbar die Malerin *Angelica Kauffmann*, die am 30. Oktober 1741 in Chur geboren ist.

An der Reichsgasse ist's gewesen, heute noch der schönsten Gasse des alten Chur. Wer sie hinaufwandert vom Unteren Tor bis zum Martinsplatz und zufällig einmal von Sorgen und Geschäftten unbeschwert das Straßenbild auf sich wirken läßt, der muß ja seine helle Freude erleben. Wie da ein Bild das andere ablöst und ein Ausblick den anderen in stetem Wechsel! Am jüngeren Salis-Palazzo vorüber, der heute unser Kantonswappen trägt, geht's den Geheimnissen des Süßen Winkels zu, doch nur, um plötzlich rechts abzubiegen, einem anderen Bild entgegen. Zwei hohe Giebelfronten schauen uns an, und von rechts her hängt neugierig in die Gasse der Erker des „Freieck“, einst des Gasthofes für die vornehme Welt. Flugs aber kehrt sich die Gasse wieder südwärts, und hinein geht's in das einstige Geschäftszentrum von Chur. Es ist das Stück Reichsgasse, das am längsten im tiefen Schatten daliegt; nur fernher winkt ein Stückchen Sonne auf dem Straßenplaster. Das ist die Verheißung des dem Blick noch halb verborgenen Martinsplatzes. Und da, noch in Sehweite des vornehmen „Freieck“, steht Thomas Maßners Haus zur Rechten, des Mannes, der einst ganz allein dem König von Frankreich trotzte. Es ist das Haus, in dessen Geschäftsräumen im 18. Jahrhundert die größten Geldsummen von ganz Graubünden umgesetzt wurden. Und ihm gegenüber zur Linken — das Gamsersche Haus. Wer kennt's heute noch, ob schon es kein übler Bau ist! Aber einen flüchtigen Blick wird man ihm auch jetzt noch gönnen, weil es über dem Eingang eine kleine Marmortafel trägt zum Andenken, daß hier eine Frau zur Welt kam, die einst wohl die Berühmteste ihres Geschlechtes war und Männer, wie Klopstock, Goethe, Herder durch die Anmut ihres Wesens wie durch ihre ungewöhnlichen Geistesgaben mehr als nur vorübergehend zu fesseln vermochte. Das ist die Angelica.

Man behauptet, sie sei nur zufällig in Chur geboren worden, etwa wie der Philosoph Schelling zufällig in Ragaz und der große Sozialistenführer Bebel in Passugg gestorben ist. Aber das ist ja nur der bare Neid, der so spricht. Mag Angelica schon als Wickelkind ihre Weiterreise angetreten haben, und mag sie auch im späteren Leben vielleicht nur einmal noch die Churer Reichsgasse gesehen haben, so ist ja doch ihre Mutter, Cleophea Luz, eines Churer Bürgers Tochter gewesen, und die Großmutter stammte aus der in unseren protestantischen Kirchenbüchern seit der Mitte des 17. Jahrhunderts immer wiederkehrenden, ebenso biederen wie dunkelfarbigem Familie de Canobis. Also lasse man Chur ungeschmälert seinen Anteil an ihrem Ruhm. Endlich aber werden wir erst noch sehen, wie Bündner Adelige es waren, die später das malende Wunderkind protegiert und mitbestimmend auf seine Berufswahl eingewirkt haben.

Doch wir wollen nicht vorgreifen, müssen wir doch vorerst erfahren, wer der Vater war und auf welchen wundersamen Wegen er nach Chur gekommen ist. *Johann Josef Kauffmann*, der den eigenen Ruhm der Tochter verdankt, war ein Bauernkind aus dem Bregenzer Wald im Vorarlberg. Schwarzenberg heißt das Dorf, wo er hinter den Ziegen seines Vaters ging, bis irgend jemand die Entdeckung machte, daß er nicht übel zeichnete und den Bauernhof seinen Geschwistern überlassen könnte. Er war ja nicht der erste und nicht der letzte Bauernbub, in dem ein Künstler steckte, am wenigsten im Bregenzer Wald. Wer die Kunstgeschichte des ausgehenden 17. und des 18. Jahrhunderts ein wenig kennt, der weiß, wie einige Jahrzehnte hindurch aus mehreren Dörfern des Bregenzer Waldgebirges gewiegte Baumeister, ja geniale Architekten gekommen sind, die Thumb, die Beer, die Moosbrugger und wie sie hießen, Männer, denen Süddeutschland und die Schweiz eine lange Reihe der schönsten und kühnsten Barockbauten verdanken. Sie lernten das edle Handwerk nicht auf Bauschulen, wie man's heute tut, sondern trugens mit sich wie die gemütvolle Muttersprache. Die ganze Sippe trieb's von Generation zu Generation und steigerte unversehens ihre Kraft vom einfachen Maurer und Steinmaler bis zum genialen, raum- und formgestaltenden Architekten, über dessen Kunst man heute Bücher schreibt.

Und so ein wenig war's mit den Kauffmanns von Schwarzenberg. Mit dem Johann Josef scheint's angefangen zu haben. Der merkte, daß er Stift und Pinsel führen konnte, und vertraute diesem Handwerkszeug sein Leben an. Votivbildchen und Fensterverzierungen, Truhen und Schränke mögen das erste gewesen sein, und dann ging's weiter zum Porträt und zur Dorfkirchenmalerei. Aber es war eine wandernde Kunst. Man mußte gute Füße haben und Wandermut, um sein Brot zu finden.

Ja, das Porträt vor allem, das konnte damals Brot bringen, wenn man den richtigen Leuten nachzog. Es war ja die neue Glanzzeit des Adels und der fürstlichen Pracht. Fürsten gab's im 18. Jahrhundert in Mitteleuropa ohne Ende, weltliche und geistliche, und jeder hatte seinen Hof mit einem Staat von militärischen und zivilen Würdenträgern, und die Uniformschneider hatten goldene Zeiten — warum nicht auch die Uniformmaler? Wer einmal einen fürstlichen Staatsrock getragen als Kammerherr oder Offizier, der wollte sich auch gemalt drin sehen, und wenn der Mann sich malen ließ in seiner Pracht, dann wollte die Frau nicht nachstehen. So sind die meisten jener Familienbildnisse entstanden, mehr den Prachtkleidern zu lieb als der Ähnlichkeit wegen. War dann aber

ein Maler zu finden, der zu nicht übertriebenem Preise auch noch den Menschen malen konnte mit seinen eigenen Augen, mit Nase und Mund, wie er allein sie sein eigen nannte, dann wahrlich, dann war's einer, dem das Brot nicht so leicht ausging.

Johann Josef Kauffmann war kein großer Künstler, aber etwas Rechtes muß er doch gekonnt haben, sonst wäre er nicht nach *Chur* gekommen; denn der ihn rief, war kein Geringerer als der Fürstbischof Josef Benedict von Rost. Außer dem *Envoyé* Peter von Salis im alten Gebäu wird schwerlich ein dritter im damaligen *Chur* gewesen sein, der ihm an gutem Geschmack und weltmännischer Bildung gleichkam. Er ist der Erneuerer des bischöflichen Schlosses gewesen und hat das fürstliche Treppenhaus einbauen lassen, das heute noch die Bewunderung der Kenner findet. Den Bregenzerwalder Maler aber verschrieb er sich nach *Chur*, damit er ihn für die bischöfliche Galerie im Schloß porträtiere und einige Gemälde in der Kathedrale gebührend auffrische. Auch soll er mitgewirkt haben, unser Joh. Jos. Kauffmann, bei der Bemalung der wundervollen Stukkaturarbeiten im Schloß. Sein Churer Aufenthalt mag reichlich zwei Jahre gewährt haben. Die Zeit reichte eben aus, um den eigenen Hausstand zu gründen und Vater eines Mädchens zu werden, das sein einziges Kind und sein Augapfel blieb. Dann war in *Chur* nichts mehr zu verdienen; denn Aufträge von protestantischen Herrschaften hatte Kauffmann nicht mehr zu gewärtigen, seitdem seine Frau katholisch geworden war. So wanderte er weiter mit Weib und Kind und ließ sich für einige Jahre in *Morbegno* nieder.

Die kleine Stadt im unteren Veltlin stand ja damals auch noch unter der Hoheit der Bündner; aber seine Aufträge hat Kauffmann wohl von den kunstinnigen Veltlinern bekommen. Nun begann schon hier die Zeit, da dem staunenden Vater die Augen aufgingen für die außerordentliche Begabung seines Mädchens. Das Kind wurde zum Wunderkind, zeichnete mit erstaunlicher Sicherheit, begann im neunten Jahr zu porträtiereen und musizierte daneben mit großer Begabung. Da kam eine glückliche Wendung im unsicheren Berufe des Vaters. Johann Josef wurde wieder durch einen Kirchenfürsten an den Hof berufen. Diesmal war's der ehrwürdige *Nevroni Capuccino*, Bischof von *Como*, von dem wir uns erzählen lassen, daß er ein Muster gewesen sei von Greisenschönheit mit seinem edeln Kolorit, seinem lebhaften Auge und langen, grauen Bart. Der würdige Mann fand Gefallen an dem elfjährigen, hochbegabten Mädchen seines derzeitigen Hofmalers und willigte ein, daß ihn *Angelica* in Pastell porträtiere. Die Aufgabe mag bei dem auffallenden Aeußersten des Bischofs nicht gerade übermäßig schwer gewesen sein, doch gelang das Bild in einer Art und Weise, daß die Kleine sich der Bestellungen kaum mehr erwehren konnte.

Wohl um der besseren Schulung seiner Tochter willen zog Johann Josef nun nach *Mailand*. Dort mußte sie ernste Facharbeit leisten und Bilder alter Meister kopieren. Aber man fand es nun einmal interessant, sich von einem Kinde malen zu lassen, und wieder häuften sich die Porträtaufträge. Da kam ein schwerer Schlag ins hoffnungsvolle Glück. Die Mutter starb, die Churer Bürgerstochter, und es ehrt die Gesinnung der ganzen kleinen Künstlerfamilie, daß Vater und Tochter im rauschenden Leben Mailands von über großem Heimweh nach dem stillen, frommen Bregenzer Wald ergriffen wurden. So wanderten sie nach jahrelangem Fernsein zurück nach ihrem

*Schwarzenberg*, und das Wundermädchen, dem schon geistliche und weltliche Fürsten ihre Gunst bezeugt, setzte sich an den Bauerntisch mit seinen ländlichen Vettern.

Hier folgt eine Episode im Leben der Sechzehnjährigen, die jeden Dichter zur Behandlung reizt. Der Vater erhielt den Auftrag, die Schwarzenberger Pfarrkirche auszumalen, und während er auf hohem Gerüst seine frommen Figuren an das Kirchengewölbe zeichnet, steht unten, an leichter zugänglicher Stelle, sein Töchterchen und malt in heiliger Andacht sein erstes Fresko, die zwölf Apostel. Es ist vielleicht kein Zufall, daß die Bilder mehr schön waren als dauerhaft. Al fresco zu malen war für eines Mädchens zarte Hand doch fast zu kühn. Es war die rührende Probe für Angelicas erstaunliche Willenskraft, die noch viele Jahre später große Geister mit Bewunderung erfüllte.

Und nun gab's wieder Aufträge in Hülle und Fülle, beim Fürstbischof von Konstanz, bei den vornehmen Grafen von Montfort-Tettnang, und Vater wie Tochter darbten nicht. Auch waren sie ja in der geliebten Heimat. Im Innsbrucker Museum hängt ein überaus liebenswürdiges Bild der achtzehnjährigen *Angelica* in Bregenzerwalder Landestracht, von ihr selbst gemalt. Fast möchte man wünschen, sie wäre bei dem Stil geblieben. Das treue deutsche Wesen hat sie auch niemals abgelegt, aber der Wind der großen Kunst blies damals in anderer Himmelsrichtung, und *Angelica* suchte die „große Kunst“ und hatte genug prahlende Kostümbilder auf dem gräflichen Schloß zu Tettnang gemalt.

So geht's im Jahre 1761 zurück nach *Mailand*, und für *Angelica* nahte eine entscheidende Stunde. Sollte sie Sängerin werden oder Malerin? Wir erwähnen's nur nebenher, doch nicht ganz ohne Stolz, daß damals zwei Bündner, der eine als Gönner, der andere als Berater über ihren Weg gingen. Der erste war der *Vicari Anton von Salis-Tagstein*, der noch in späteren Jahren sie mit Aufträgen bedachte. Leider sind seine Bilder Angelicas vor dreißig Jahren ein Raub der Flammen geworden. Der andere aber war wohl der gebildetste Bündner jener Tage, der vielgeschmähte *Ulysses von Salis-Marschlins*. Er soll entscheidend mitgeredet haben, daß *Angelica* dem Malerberuf erhalten blieb.

Jetzt aber gings von neuem ans Studium. Das Wunderkind hatte innerlich nicht Schaden gelitten. Es nahm die Kunst so ernst wie irgendeiner und lernte und kopierte mit eisernem Fleiß in den Kunstschatzen von *Parma*, *Bologna*, *Florenz* und endlich in *Rom*. Und hier in Rom trat ihr der Mann entgegen, der die Richtung ihrer Kunst entscheidend bestimmte, seltsamerweise nicht ein Künstler, sondern der große deutsche Kunstkritiker *Winckelmann*. Was wollte der Mann? Nichts Geringeres als den radikalen Bruch mit der durch die leichte und manchmal auch recht leichtfertige französische Rokokokunst bestimmten Gegenwart und die Rückkehr zum ernsten Geist der antiken Kunst der Griechen und Römer in ihren besten Zeiten. Sein Eindruck auf *Angelica* war groß, vielleicht stärker als ihrer künstlerischen Eigengabe frommte. Doch wollen wir nun darüber nicht reden. Das, was uns heute noch aus Angelicas Bildern am stärksten entgegenweht, die ernste Zurückhaltung und das klassische Gewand, hat dort seinen Anfang genommen. Sie durfte den strengen Kritiker sogar porträtiieren, und er schrieb über sie an einen Freund, daß ihn „eine seltene Person male, eine deutsche Malerin... Sie kann schön heißen und singet um die Wette mit unseren besten Virtuosen“.

Von Rom setzt sie ihre Studienreisen fort nach *Bologna* und *Venedig*, immer lernend und doch auch wieder mit unendlichem Fleiß fürs Brot malend. Und während sie in *Venedig* gebannt wurde von der farbenprächtigen, riesenhaften Welt des Paolo Veronese, fielen wieder einmal die Würfel in ihrem bewegten Lebenslauf. Sie war nun eine fünfundzwanzigjährige, keine ausgesuchte Schönheit, eher klein an Wuchs und einfach in ihrem Benehmen, aber sehr einnehmend, wie es heißt, bedeutend durch das, was sie wollte, und allmählich auch bedeutend durch das, was sie als Künstlerin geworden war. Da hat sie eine englische Lady überredet, mit ihr nach *London* zu kommen. Angelica wußte wohl, was sie tat. England hatte damals seine größten Porträtmaler seit Holbein: Gainsborough, der zwar nicht mehr lebte, aber weiter wirkte in dem sehr bedeutenden Josua *Reynolds*. Bei denen mußte etwas zu lernen sein.

Und das einstige Wunderkind ward zum Glückskind. In kurzer Zeit hatte Angelica in London nicht nur ein recht glänzendes Auskommen, so daß sie ihren alternden Vater zu sich nehmen konnte, sondern sie wurde von den besten englischen Malern als durchaus ebenbürtig angesehen. Reynolds — wir kennen ihn, ohne es zu wissen. Seine lieblichen, meisterhaft gemalten, wohl auch etwas süßlichen Kinder- und Engelsköpfchen sind sehr populär geworden. Reynolds war ein großer, daherrauschender König in seinem Fach und umgab sich bei glänzendem Einkommen mit fürstlicher Pracht. Er hat Angelica gemalt und sie ihn. Ja, mehr — der Malerfürst habe ihr eines Tages einen ernstgemeinten Heiratsantrag gemacht und sie — habe ihn ausgeschlagen. Nicht, weil sie überhaupt nicht heiraten wollte. Ihr weibliches, echt weibliches Wesen war trotz der hohen Kunst zu gesund und stark geblieben. Aber sie liebte ihn nicht, so sehr sie seine Kunst verehrte. Und dann verging nicht eine allzulange Zeit, da betrat ihr Haus ein Hochstapler und Betrüger ersten Ranges, wie man ihnen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht selten begegnet. Der gab vor, ein schwedischer Graf zu sein und war doch nur ein schöngewachsener Bedienter, der seinem Herrn die Allüren der vornehmen Welt abgelernt hatte. Ganz ohne Gehalt kann er zwar nicht gewesen sein; denn die gute Angelica hat ihn geliebt. Es kam eine Heirat zustande, ein kurzes Leben der Gatten in Saus und Braus auf Kosten der nimmermüden Malerin und dann die Entlarvung des armseligen Wichtes, der in Deutschland drüben schon eine Gattin hatte. Dann folgte die Trennung, die später durch den Papst genehmigt wurde. Was Angelica dabei innerlich gelitten, kann man nur ahnen. Aussprechen konnte sie's selbst nicht, und als sie's später einmal ihrer erzählen wollte, ist sie nicht über die ersten Sätze hinausgekommen.

Daß sie trotzdem länger in England blieb, im ganzen nicht weniger als 15 Jahre, und auch Irland besuchte, überall wieder gefeiert um ihrer Kunst willen, zeigt ihre große Kraft. Wer ihre Bilder studieren will, muß sie zum guten Teil in vornehmen englischen Privathäusern suchen. Von England aus ist sie in Verbindung getreten mit dem deutschen Dichter *Klopstock* wie auch mit unserem schweizerischen Malerdichter *Salomon Geßner* in Zürich. In England hat sie auch den letzten Wunsch ihres alternden Vaters erfüllt und den 15 Jahre älteren venetianischen Maler Antonio Zucchi geheiratet, als sie selbst sich den Vierzig näherte. Es war keine Gefühlsheirat, weder glücklich noch unglücklich, doch so, daß wir nicht an Angelicas Redlichkeit zweifeln dür-

fen, wenn sie vierzehn Jahre später dem Antonio Zucchi auf den Grabstein schrieb: sie habe das Grabmal dem unendlich lieblichen Gatten errichtet, gegen ihr Versprechen.

Mit dem hinfälligen Vater und Zucchi hat sie 1781 England verlassen, hat dem lieben Dorf Schwarzenberg einen Besuch gemacht und ist über Innsbruck nach *Venedig* gereist. Dort mußte sie in Bälde den Vater begraben, der ihr trotz seiner kleinen Kunst zeitlebens so lieb gewesen ist, und nun kam die letzte Station ihres Lebens, *Rom*.

Man möchte denken, die Sonne Angelicas hätte sich allmählich dem Untergang zugeneigt, war sie doch so überaus frühe aufgegangen und hatte sie doch zeitweilig schon so helle gestrahlt. Aber dem ist nicht also. Es mag ja sein, daß der eigentliche Höhepunkt ihres künstlerischen Schaffens überschritten war und daß wir ihm in die englischen Jahre verlegen müssen. Die allgemein geistige Bedeutung der Künstlerin aber sollte sich erst nach der Heimkehr aus England voll entfalten in den 25 Jahren, die ihrem Leben noch beschieden waren.

Winckelmann traf sie nicht mehr; auch der Maler Raphael Mengs, der dessen Kunstideal am nächsten gestanden hatte, war nicht mehr unter den Lebenden. Aber von bildenden Künstlern kann man auch dann noch lernen, wenn sie gestorben sind. An den Werken des Raphael Mengs hat Angelica ihre letzte Schule gemacht und ist das geworden, als was sie uns heute noch am meisten vor die Augen tritt, die Malerin der *Vestalin*, der *Sybille* und der Szenen aus der griechischen und römischen Geschichte und Sagenwelt. Nur ausnahmsweise hat sie auch biblische Stoffe behandelt und ganz selten ein kirchliches Altarbild geschaffen. Daneben aber ging nach wie vor das Porträt. Voll befriedigen wird uns heutige Menschen nicht leicht ein Bild, das sie geschaffen. Die Zeit, in der sie lebte, aber auch ihr weibliches Wesen hatten ihr Schranken gezogen. Oft fehlt die Kraft, oft ist in ihren Bildern eine Ueberfülle des Gefühls; auch erkennt man bald, daß ihr in der Wiedergabe des menschlichen Körpers manches versagt war, und wenn man neben ihre Porträts diejenigen unseres Winterthurer Landsmanns Anton Graff stellt, der ihr Zeitgenosse war, aber zu Lebzeiten nie vom Ruhm umstrahlt war wie sie, so erkennt man leicht Graffs dauerndere Bedeutung. Mag man sich aber das Auge noch so offen halten für die Schwächen von Angelicas Kunst und vieles an ihrem Ruhm dem Umstände zuweisen, daß sie eine liebenswürdige Frau war, so bleibt doch in ihren Bildern neben großem Können ein tiefer sittlicher Ernst und oft eine vollendete Anmut. Und schließlich heißt es bei ihr wie bei so manchem andern: „Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten“.

Das aber gilt von ihr nun allerdings in fast einzigartiger Weise. Es sollte erst in den letzten Jahrzehnten ihres Lebens sich voll beweisen. Angelica wurde nun in Rom aus der Malerin eine Art geistiger Mittelpunkt für alle, die von fernher kamen, um in Italien das große Erlebnis der bildenden Kunst zu finden, sei es in Gestalt der Antike oder der großen Renaissancezeit. Die langsam alternde Malerin auf *Trinità dei Monti*, einem römischen Stadtquartier, wird mehr, als es Winckelmann einst war, der Sammelpunkt eines gewissen Künstler- und Gelehrtenkreises. Und immer ist es einfach „Angelica“. Man kümmert sich nicht weiter drum, ob sie Kauffmann hieß oder Zucchi. In den Briefen der Rompilger jener Schönheitshungrigen Kreise, tönt nichts als dieser wohlklingende Mädchenname, den eine Frau trug,

der das heranrückende Alter wohl längst die Schönheit, nie aber die Anmut raubte.

Die schönsten Erinnerungen an diese „Angelica“ sind Goethes Reisebriefe und die Mitteilungen, die Herder von Rom aus an seine Frau in Weimar schrieb. Goethe und Herder, wir wissen, sollten es wenigstens wissen, was diese beiden Männer für unser deutsches Geistesleben bedeuten. Und beide sitzen stundenlang bei der nicht mehr jungen Künstlerin und ihrem altwerdenden Antonio Zucchi, plaudern mit ihr, indes die immer emsige Hand an einem Bilde malt, durchwandern mit ihr die Kunststätten und Kunstsammlungen Roms, legen ihr die Früchte eigenen Schaffens vor und staunen darüber, wie diese Frau groß ist im Nachempfinden dessen, was der Künstler in Marmor, oder auf der Leinwand, oder auch in Worten auszusprechen sucht. Sie spielt nicht die Rolle der Leidenden und vom Schicksal im Tiefsten Enttäuschten. — Ach — sie hat ja so manchen tiefen Trunk aus dem Becher des Ruhmes getan und ist durch ihre Kunst aus der Tochter des Wandermalers von der Churer Reichsgasse eine reiche Dame geworden, und ihren weißhaarigen Antonio Zucchi hat sie im Grunde von Herzen gern. Aber sie hat ihr Leben lang so ernst und ehrlich in der Kunst und um die hohe Kunst gerungen und ist durch ihre Schicksale so tief ins Menschliche hineingeführt worden, daß sie, ohne diese Würde zu erstreben, nun Priesterin und Beichtmutter aller derer wurde, denen es mit der Kunst heiliger Ernst gewesen ist.

Rührend ist die Ehrfurcht, mit der Goethe immer von ihr spricht. Das eine Mal kann er sagen: „Mit Angelica ist es gar angenehm, Gemälde zu betrachten, da ihr Auge sehr gebildet und ihre mechanische Kunstskenntnis so groß ist. Dabei ist sie sehr für alles Schöne, Wahre, Zarte empfindlich und unglaublich bescheiden“, und „sie hat ein unglaubliches und als Weib wirklich ungeheures Talent“ und an dritter Stelle „Angelica ist gar lieb und gut; sie macht mich auf alle Weise zu ihrem Schuldner“. So spricht der Mann, der keineswegs blind war für die Schwächen ihrer Kunst und recht übermütig lächeln konnte über das Porträt, das sie von ihm selbst malte.

Und dann kommt ein Jahr später Herder nach Rom; und der würdige geistliche Herr wird erfaßt von einer fast schwärmerischen Verehrung für die Malerin. An seine Frau kann er schreiben: „Angelica ist eine Dichterin mit dem Pinsel und hat eine sehr feine Empfindung“ und „eine zartere, reinere Seele gibt's schwerlich auf Erden“. Und sechs Jahre später nannte er Angelica in einem Briefe an sie: „Holde Grazie der neueren Kunst und sittlichen Schönheit“.

Doch genug von den großen Geistern, die sie zu fesseln vermochte; von vielen kleineren fürstlicheren und bürgerlicheren Abkunft schweigen wir ganz. Genug, daß es eine große Zeit gibt in unserer Geistesgeschichte, aus der man sich die Angelica nicht wegdenken kann.

1795 ist Antonio Zucchi gestorben, und die Gattin hat ihn aufrichtig betrauert. Doch nicht lange war ihr Zeit gegönnt, der Trennung nachzusinnen; denn Europa erzitterte unter den Schritten der Revolution. Auch Rom kam an die Reihe, und der schutzlosen Künstlerin entfiel der Pinsel. Doch nicht mit Recht. Es ist nicht wahr, daß Napoleon die Privatsammlung Angelicas ausgeraubt habe. Die Franzosen haben die Malerin mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt und ihr berichten lassen, daß die Achtung für eine so seltene und verdienstvolle Frau gebiete, ihr Haus für immer von jeder Einquartierung frei zu lassen.

Zum Dank hat sie mitten im Kriegslärm das Porträt des kommandierenden Generals Epinasse gemalt. Wohl ging in der Unruhe der Zeit ein schöner Teil ihres Vermögens unter. Um so fleißiger setzte sie sich wieder an die Staffelei und hat in jenen Jahren noch eine schöne Zahl von historischen und mythologischen Stücken und mehrere besonders gelungene Porträts gemalt.

Besonders schön ist noch die Geschichte eines ihrer letzten Kunstwerke. Es war um die Jahrhundertwende, als die Sechzigjährige den Plan faßte, für den Hochaltar ihres Heimatdorfes Schwarzenberg ein großes Bild zu malen. Es sollte Maria in der Himmelsglorie, von der heiligen Dreifaltigkeit gekrönt, darstellen. Es wurde ausgeführt, und die Einweihung des Bildes in Schwarzenberg soll sich zu einem Volksfest gestaltet haben, das eine Riesenmenge von frommen Bregenzerwaldnern vereinigte. Ein Sohn des Landammanns sollte dazu am gleichen Tag seine erste Messe lesen, und so ward der Zulauf des Volkes so groß, daß man auf dem Platze vor der Kirche einen Altar errichten mußte. Angelica vergoß Freudentränen, als sie die Kunde von der Feier erhielt.

Aber nun hieß es in ihrem Leben: „Scheint die Sonne noch so rein, einmal muß es Abend sein“. Eine Reise nach Como und Venedig brachte ihr zwar noch einmal einen Rest der alten Kraft. Noch fünf Jahre hat sie nachher weitergemalt, bis am 5. November 1807 ihre letzte Stunde kam. Die Sterbende habe noch den Wunsch getan, daß ihr Vetter Johann Peter Kauffmann ihr eine Ode von Chr. F. Gellert vorlese, und während er das Lied suchte, sei sie hinübergeschlafen.

Ganz außerordentlich gestaltete sich die Leichenfeier. Kein Geringerer als der erste Bildhauer jener Zeit, der hochberühmte Canova, hatte mit einem namhaften Architekten zusammen die Anordnungen getroffen. Neben dem Altar waren zwei ihrer letzten Arbeiten biblischen Inhaltes aufgestellt, und vor einem Bilde lag die rechte Hand Angelicas, in Gips abgeformt, in der Stellung, als hielte sie noch den Pinsel. Auf den Grabstein, den sie sich hart neben den ihres Antonio Zucchi wünschte, haben sie geschrieben:

Cui summa picturae laus...  
Ave, mulier optima, et vale in pace.  
(Sie hat sich höchstes Lob als Malerin  
erworben...  
Nun aber, beste Frau, leb wohl im Frieden.)

Wie gütig sie war, beweist zum Ueberfluß ihr Testament. Wie da mit großer Sorgfalt eines nach dem anderen bedacht wurde, Verwandte, Diener, Freunde. Ihre großartige Gemäldesammlung mit Stücken von Tizian, Paris Bordone, Leonardo, Vandyck, Correggio, Canaletto, Zuccarelli u. a. bestimmte sie zum Verkauf. Der Erlös aber soll ein beträchtliches Kapital bilden, „wo von ich wünsche, daß die Interessen (Zinsen) zur Unterstützung der von meinen Vetttern und Basen herstammenden armen Familien angewendet würden.“

So ist sie sterbend zurückgekehrt als Wohltäterin in ihre Vorarlberger Heimat, und das stimmt zu ihrem Wesen. Ruhm und Reichtum hatten nie vermocht, das Einfach-Menschliche in ihr zu töten. Und die reine, edle Menschlichkeit ist schließlich auch das Fesselndste geblieben an ihrer Kunst bis auf den heutigen Tag. Es gab Zeiten, wo man von ihrer künstlerischen Leistung nicht besonders hoch dachte. Aber nie ist man ohne Ehrfurcht vorbeigekommen an Goethes und Herders Angelica. Und so wird's auch bleiben.